



Lebenswert / Allengerechtes Wohnen & Arbeiten

MANIFEST FÜR DAS POSTFAMILIÄRE WOHNEN

„Ein Mensch geht zur Schule, lernt einen Beruf, sucht sich einen Partner, bekommt zwei Kinder, baut ein Haus für vier Personen, in dem er seinen Lebensabend verbringt. Dies ist der Lebensentwurf, der die Siedlungsarchitektur unserer Zeit geprägt hat. Das Bild einer Gesellschaft, die sich aus kleinen isolierten Familienzellen zusammensetzt. Es war der Plan, um den herum die Vorstadt organisiert wurde, bis es zur Gewohnheit wurde, als sei das Leben mit Partner und Kind und Großraumlimousine eine Naturgegebenheit und keine soziologisch und bauhistorisch junge Wohnform, die angesichts der ökologisch, ökonomisch und demographisch angespannten Situation an ein baldiges Ende zu kommen droht. Heute stellen Familien nicht mehr die Mehrheit der Bevölkerung.“¹

Nach Erhebungen des statistischen Bundesamtes wird der Anteil der 1- und 2 Personenhaushalte von heute 74% auf 81% im Jahr 2030 steigen. Laut Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung belegt Deutschland mit einem Anteil von rund 40% Einpersonenhaushalten einen Spitzenplatz in Europa. In den Grossstädten sind es über 50% und in Berlin sind Familien fast schon eine Randgruppe (20%). Der Anstieg des Wohnflächenverbrauch ist von 39 auf 45 qm von 1998 bis 2013, davon 40% aus Flächenzuwachs und 60% aus Anstieg der Haushalte. Das hat Folgen für die Zersiedelung der Landschaft – nach bisherigem Modell.

Täglich werden in Deutschland zwischen 100 und 120 Hektar Freifläche für Siedlungs- und Verkehrszwecke umgenutzt. Diese Ausdehnung hat ökonomische und ökologische Folgen.

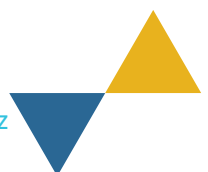
Weiteres zur Statistik: Der Jahrgang 1892 war der letzte Jahrgang, der seine Kinder ersetzte. Seitdem ist jede Kindergeneration zahlenmässig kleiner als ihre Elterngeneration. Von 1970 bis 1990 lag in Deutschland die Zahl der Sterbefälle um 1,8 Mio über der Zahl der Geburten. Der Schwund der ansässigen Bevölkerung wurde überkompensiert durch Zuwanderung,

seit der Wiedervereinigung auch aus dem Osten. Seit 40 Jahren ziehen drei Erwachsene nur noch 2 Kinder gross. Jede Kindergeneration ist um ein Drittel kleiner als die Generation ihrer Eltern. Die Kinderarmut individualistischer Wohlstandsgesellschaften ist nicht die Folge von unbeabsichtigter Fehlentwicklungen, die sich durch zusätzliche Kindergartenplätze oder höhere steuerliche Freibeträge beheben lassen. Vielmehr ist sie Ausdruck des Wesenskern dieser Gesellschaft. Sie eröffnet breiten Schichten Möglichkeiten, denen gegenüber die Option, Kinder gross zu ziehen wenig verlockend erscheint. Mit dem zahlenmässigen Rückgang der Bevölkerung ändert sich zudem gleichzeitig der Altersaufbau.

Hierfür gibt es in der Menschheitsgeschichte keine Parallele. Der eigentliche Alterungsschub steht uns bevor. Der gesellschaftliche Wandel wird sich verlangsamten. Die Jüngeren mögen noch so aufgeschlossen und experimentierfreudig sein, sie werden einfach nicht mehr genug Masse bilden, um die Bevölkerung insgesamt aus ihrem gewohnten Weltbild zu befreien und für neue Dinge zu begeistern.

In der Baupolitik bildet sich diese gesellschaftlichen Entwicklungen kaum ab. Die Misere der Stadtplanung und der Baupolitik beginnt mit der falschen Vorstellung, was die Menschen eigentlich brauchen. „Staatliche Wohnungsbaugesellschaften, Immobilienentwickler und Bauträger fragen viel zu selten, für wen sie eigentlich bauen. Sie ignorieren das Phänomen einer alternden Gesellschaft, die nicht mehr über die gleichen räumlichen und finanziellen Ressourcen verfügt wie frühere Generationen und die sich schon aus ökonomischen Zwängen einschränken muss – und sie ignorieren die Entwicklung einer Gesellschaft, in der die klassische Familie nicht mehr die Mehrheit stellt“² – und sie ignorieren den kulturellen und religiösen Wandel, dem sich unsere Gesellschaft stellen muss. „Anders gesagt, man baut für einen Lebensentwurf, den es so gar nicht mehr gibt.“³ Deshalb haben die Formen, die den Bewohnern einer Stadt angeboten

¹ Niklas Maak, 2014, S. 175; ² Niklas Maak, 2014, S. 17; ³ Niklas Maak, 2014





werden, immer weniger mit dem Leben zu tun, das in ihnen stattfindet. Der Rentner vereinsamt in der zu grossen Familienwohnung, die Alleinerziehende findet keinen angemessenen Ort, an dem sie ihre Kinder in einen Hof zu den anderen Kindern lassen kann und nur allmählich wächst die Einsicht, dass man das Wohnen auch jenseits aneinandergereihten Kleinfamilienzellen organisieren könnte. Eine historische Wohnform hiess einmal Großfamilie, dann – mit ideologisch statt biologisch einander verbundener Besetzung – Wohngemeinschaft, beides hatte Nachteile in der repressiven sozialen Kontrolle, die diese Kollektive auslöste oder nach Paul-Michel Foucault : Das Wohnen wurde zum Training und Disziplinierungswerkzeug zur Ausprägung einer Standardfamilie.⁴

Man muss auch kein Prophet sein, um zu prophezeien, dass der bundesdeutsche Reichtum, der es der Erbgeneration der Babyboomer erlaubte, sich Häuser zu bauen, in der kommenden Generation versiegt.

Dies ist kein Traktat gegen das Einfamilienhaus. Wir müssen uns aber die Fragen stellen, warum es – angesichts der demographischen Faktenlage und angesichts der ökologischen und ökonomischen Probleme so wenige Behausungen für andere Lebensentwürfe gibt und wie diese Behausungen aussehen könnten. Kann Architektur den Prozess fördern oder bremsen, kann sie eine soziale Grundhitze schüren oder verhindern. Zu allem was wir denken oder tun werden, wird es keine abschliessenden Antworten geben, sondern wir wollen erste Fragen stellen.

Vielleicht ist eine Form die offene Gemeinschaft, die flexibler auf veränderte Lebensbedingungen reagieren kann. Eine Mutter von zwei Kindern, die wieder arbeiten muss, kann die Kinder im geschützten Gemeinschaftsgarten bei den Nachbarn lassen, statt sie mit dem Auto zu Freunden oder in den Hort bringen zu müssen. Ein Rentner, dessen Frau starb, kann hier wohnen bleiben, weil die Nachbarn sich mit um ihn kümmern. Für Kinder, deren Eltern sich trennen oder für Kinder, deren Mutter oder Vater unter der Woche in einer anderen Stadt arbeiten muss, wird im klassischen Einfamilienhaus zum Problem. In der offenen Gemeinschaft mit seinen Möglichkeiten der Organisation in räumlicher Nähe. Sind sie aufgehoben. Der Entwurf einer Architektur, der auch grössere Freundeskreise und familienübergreifende Wohncluster, Singels und Familien, Rentner und Durchreisende

beherbergen kann. Sie soll die Isolation des Privaten überwinden, ohne die Kernzone des Intimen aufzugeben. Sie kostet weniger, sie macht freier. Sie lenkt den Blick auf den öffentlichen Raum und das soziale Gemeinwesen.

„Architektur bedeutet für viele immer noch, eine Sache her zu stellen, das man hinterher in Hochglanzzeitschriften abbilden kann. Die wahren Architekten sind aber keine Juweliere, ihre Aufgabe ist es nicht, Fassungen für Diamanten her zu stellen. Die Aufgaben der Zukunft werden im Übergang von der Herstellung eines Hauses zu einer Raumkunst liegen, die Prozesse und Situationen in Gang setzt, Systeme zur Behausung zu entwickeln, die eher offene, flexible, leicht um zu nutzende Rahmen sind als statische Objekte.“⁵ „Die räumliche Organisation schafft Zonen, die es leichter machen, Passanten, einen vorbeikommenden Freund ein zu laden, Kinder bei den Nachbarn und Freunden spielen zu lassen und auf Situationen zu reagieren. Das Öffentliche und das Private werden anders definiert über eine breite Zone des Dazwischen. Das gilt für den Raum, aber auch für die Idee, was eine Familie, eine Gemeinschaft ist.“⁶

► DAS PROBLEM VON STRUKTUR

„Der Planer glaubt, dem ökonomischen und demographischen Druck durch die blosse Verkleinerung der bekannten Wohntypologien entkommen zu können.

Als Beispiel wurde in New York in 2012 vom damaligen Bürgermeister Bloomberg ein Architektenwettbewerb für Kleinstwohnungen ausgeschrieben. Den New Yorkern war aufgefallen, dass sich ihre Bevölkerungsstruktur radikal verändert, dass zwischenzeitlich ein Drittel der Haushalte aus Singels besteht, mit wachsender Tendenz.

Ergebnis des Wettbewerbs war, das alle Architekten sich Gedanken machten, das disfunktionale Objekt einfach nur zu verkleinern. Sie folgten der Autoindustrie, die im Zuge des Ölschocks auch Anstrengungen unternahm, den Benzinverbrauch zu reduzieren. Aus dem riesigen Strassenkreuzer wurde ein geschrumpfter Strassenkreuzer mit einem winzigen Innenraum und immer noch zu hohem Verbrauch. Im Wettbewerb wurde aus einer beengten Appartementwohnung eine noch viel engere Appartementwohnung.

⁴ Niklas Maak, 2014, S. 176; ⁵ Niklas Maak, 2014, S. 304; ⁶ Niklas Maak, 2014, S. 306



Dahinter steht das Missverständnis, man könne eine Form einfach verkleinern. Aber so funktioniert es leider nicht. Wir müssen einfach lernen, sie strukturell neu zu denken.“⁷

Beim Wettbewerb gab es zum Glück noch einen Entwurf, der nicht nur die Wohnflächen reduzierte, sondern als Kompensation Kollektiv- und Gemeinschaftsbereiche anbot und auf Rückzugs- und Kommunikationsbedürfnisse des avisierten Klientels einging. Weiteres Glück für New York war auch, dass diese Arbeit gewann – und insbesondere die Ansätze von der Jury verstanden wurden.

▶ SHARING ECONOMY AUF DEUTSCH: TEILKULTUR

„Immer mehr Menschen verzichten auf ein Auto und greifen auf car sharing zurück.

Es gibt Leihfahrräder und Leihbörsen, bei denen Bohrmaschinen und andere Haushaltsgegenstände zu bekommen sind. Die Vorteile beim Teilen sind eindeutig: Man zahlt nur, wenn man das Ding auch benutzt, was ökologisch und insbesondere ökonomisch sinnvoll ist. Autos stehen meist herum und produzieren Kosten. Ein Car-sharing Auto ersetzt z.B. 5 Privatwagen.

Natürlich setzt das ein pragmatisches, kein ästhetisches Verhältnis zu den Dingen voraus. Es ist eine zentrale Frage der Definition seiner eigenen Identität, ob sie weiterhin über Symbole und Objekte zur Schau gestellt wird oder zukünftig über Inhaltliche, wie z.B. Nachhaltige. Was könnte die neue Kultur des Teilens für das Wohnen bedeuten? Welche Form von Eigentum an Dingen und Raum ist für die Konstruktion von Identität wichtig und welche Dinge und Räume der Welt dem Sharing übereignet werden können – und damit Raum für das eigentlich Wichtige lassen.“⁸

▶ NOCH EIN THEMA, DAS WIR BEI DER DISKUSSION BEACHTEN MÜSSEN – UNSER BAUGESETZ

„Es ist bei uns gar nicht so einfach, statt monotoner Schlafviertel eine Mischung von Wohneinheiten, Kindergärten, gemeinsam genutzte Dachterrassen oder Gärten zu bauen, dazu vielleicht im Hof eine Boccia-bahn oder ein Basketballfeld und Kleinbetriebe wie Bäckereien oder Tischlereien, bei denen man, wie in alten Vierteln üblich, schnell ein Brot kaufen oder Dinge zur Reparatur bringen kann. Das herrschende Baurecht ist in seinem Kern oft immer noch von den Idealen der „Charta von Athen“ und der modernen Funktionstrennung der Stadt in Schlafburgen einerseits und reine Arbeitswelten andererseits geprägt. Dass Verdichtungen und Funktionsüberlagerungen, das Durcheinander von Blumenläden, Cafés, Werkstätten und Wohnungen, das die Attraktivität von Altstädten ausmacht, nur durch Ausnahmeregelungen möglich werden, liegt vor allem am öffentlichen Baurecht – etwa am Trennungsgrundsatz: „Gesetz vor schädlichen Umwelteinwirkungen durch Luftverunreinigung, Geräusche, Erschütterungen und ähnliches“ kurz Bundesimmissionsschutzgesetz, noch kürzer BImSch. Das 1974 erlassene Gesetz war geprägt vom amerikanischen „Clean Air Act“, der Wohnviertel vor Lärm und Luftbelastungen durch nahe Gewerbe- und Industriebetriebe schützen sollte. Das führte aber nicht selten zu trübselig stillen Schlagsiedlungen in den Neubaugebieten, denen man ein bisschen Tischlerlärm, Backwarengeruch und allgemeine urbane Erschütterungen wünschen würde.“⁹

„Wie also kann die Zukunft des Wohnens unter den gegebenen Bedingungen aussehen? Was könnte ein Platz, ein Haus, eine Wohnung jenseits der Formen sein, die wir kennen?“¹⁰

„Die Lebensplanungen, die sozialen Rituale, die ökonomischen Bedingungen, die Vorstellungen von Familien und Lebensentwürfen, die Wohnwünsche ändern sich – das magere Angebot architektonischer Hüllen blieb bisher aber gleich.“¹⁰

⁷ Niklas Maak, 2014, S. 233; ⁸ Niklas Maak, 2014, S. 180 f.; ⁹ Niklas Maak, 2014, S. 33; ¹⁰ Niklas Maak, 2014, S. 18
Literatur: Niklas Maak „Wohn Komplex. Warum wir andere Häuser brauchen“, München 2014